

# LAGEBERICHT

Friedemann Schmidt, Präsident der ABDA – Bundesvereinigung Deutscher Apothekerverbände e. V.

Eröffnung Deutscher Apothekertag 2019, Düsseldorf, 25. September 2019

## FREI ZUR VERÖFFENTLICHUNG AB BEGINN DER VERANSTALTUNG. ES GILT DAS GESPROCHENE WORT

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen,

was ist das für ein Land, in dem wir da leben? Sehen wir der Sache ins Auge: Unsere Zukunft ist düster. Bei den Schlüsselinnovationen ist Deutschland im internationalen Wettbewerb bereits abgehängt. China wird uns technologisch überrollen. Was dann noch übrig ist, wandert nach Indien. Unsere Infrastruktur ist genau so marode wie die mancher zentralafrikanischer Staaten – nur, dass die oft besseres Internet haben. Der soziale Frieden ist dahin, weil die Mittelschicht stirbt, die Reichen immer reicher und die Armen immer ärmer werden. Der Sozialstaat sinkt auf Suppenküchen-Niveau. Es herrscht ein Klima von Hass und Gewalt. Und apropos Klima - sind wir da nicht eh schon viel zu spät dran?

So oder ähnlich klingen die Klagen und Mahnungen, die wir ständig zu lesen und zu hören bekommen. Aber, ist das wirklich das Land, in dem wir leben? Schauen wir nicht auf eine erstaunliche Phase gesunden Wachstums zurück, während andere europäische Staaten seit dem Beginn der Bankenkrise in den späten Nuller-Jahren schwerste Zeiten erlebt haben? Ist es nicht so, dass die Wirtschaft des Exportweltmeisters brummt und millionenfache Arbeitslosigkeit einer weitgehenden Vollbeschäftigung gewichen ist? Auch das Vermögen der Deutschen ist gewachsen, und das Wohlstandsgefälle hat entgegen der landläufigen Meinung nicht zu- sondern abgenommen, wenn man die Altersvorsorge der Bürger vernünftigerweise in die Rechnung miteinbezieht. Die Sozialkassen sind prall gefüllt. Und die Zahl der Gewaltdelikte ist im Zehnjahresvergleich stark zurückgegangen.

Doch kollektive Stimmung und veröffentlichte Meinung spiegeln diese positive Einschätzung nicht unbedingt wider. Sie verharren im Dystopischen. Wie kommt das? Einer der Gründe liegt auf der Hand: Wir Menschen unterscheiden fein säuberlich bei der Einschätzung unserer persönlichen Situation und der gesellschaftlichen Lage. Und in gesundem Narzissmus trauen wir dem Kollektiv oft weniger zu als uns selbst. Das wird regelmäßig in Umfragen sichtbar, beispielsweise auch beim jährlichen Apothekenklima-Index, dessen Ergebnisse für 2019 wir gerade gestern veröffentlicht haben. Dort fiel die Prognose der Apothekeninhaber für die Apothekenbranche auch in diesem Jahr wieder deutlich schlechter aus als die Prognose für den eigenen Betrieb.

Doch das beharrlich düstere Stimmungsbild im Land hat auch subtilere, psychologische Ursachen. Es lässt sich trefflich illustrieren an einem Experiment, über das die Psychologen David E. Levari und Daniel T. Gilbert im Sommer vergangenen Jahres in der renommierten Zeitschrift Science berichtet haben: Zwei Gruppen von Probanden wurden computergenerierte Gesichter gezeigt. Für jedes einzelne sollten sie den Gesichtsausdruck auf einer Skala von „sehr bedrohlich“ bis „gar nicht bedrohlich“ einordnen. In der ersten Gruppe blieb die Häufigkeit freundlicher und unfreundlicher Gesichter im Testverlauf unverändert. In der zweiten Gruppe wurden die unfreundlichen Gesichter immer seltener gezeigt. Trotzdem stufte diese Gruppe ähnlich viele Gesichter als bedrohlich ein. Die sinkende Prävalenz bedrohlicher Gesichter hatte zu einer Ausweitung des Konzeptes von ‚Bedrohung‘ und seiner Wahrnehmung geführt. Das Gleiche funktionierte auch mit verschiedenfarbigen Punkten. Wenn blaue Punkte seltener wurden, begannen die Teilnehmer, auch lila Punkte als ‚blau‘ einzuordnen.

Es gibt also so etwas wie eine ‚Prävalenz-induzierte Konzeptänderung der Perzeption‘ (eine prächtige deutsche Wissenschaftler-Formulierung, oder?). Je seltener oder schwächer ein Phänomen auftritt, desto größer wird die Sensibilität dafür. Und dieser Effekt sorgt auch dafür, dass uns Problemwahrnehmungen hartnäckig begleiten. Je mehr ein spezifisches Problem bewältigt ist, desto mehr schärft sich der Blick für verwandte Unzulänglichkeiten, die zuvor gar nicht oder allenfalls am Rande des Blickfeldes wahrgenommen wurden.

Der Philosoph Odo Marquard hat dieses Phänomen als ‚Gesetz der Penetranz der negativen Reste‘ bezeichnet. Sichtbar ist es auch und gerade im Gesundheitswesen: Es gab in den letzten Jahrzehnten fulminante Fortschritte in der Medizin und der Gesundheitsversorgung. Der weitgehende Sieg über Infektionskrankheiten ist eine der größten Errungenschaften der Moderne und beschert uns Menschen ein längeres Leben. Doch nach diesem Sieg zeigte sich gleich die nächste Frontlinie. Wer älter wird, bekommt mit hoher Wahrscheinlichkeit Herz-Kreislauf-Leiden oder Krebs. Nun konzentrieren wir uns auf diesen Feind. Sollten wir auch ihn besiegen, werden es (andere) altersassoziierte Erkrankungen und psychische Beschwerden sein, die in den Fokus rücken. Streckt die Wissenschaft auch sie nieder, bleibt irgendwann vielleicht die Endlichkeit des menschlichen Seins selbst als zentrale Problemrestante. Am Rande des wissenschaftlichen Gesichtsfeldes zeigt dieser Gegner schon sein bedrohliches Gesicht. Nicht auszudenken, was passiert, wenn die Menschheit - jenseits religiöser Vorstellungen - auch ihn biologisch besiegt. Vielleicht besteht die nächste existenzielle Herausforderung dann darin, das ewige Leben durchweg glücklich und sinnstiftend zu gestalten. Ich befürchte aber, das wird nichts werden. Die Penetranz der negativen Reste wird es verhindern.

Kehrt man mit dieser Erkenntnis zurück zur Betrachtung der politischen Lage in Deutschland, sollte man nicht in die Falle laufen, sämtliche Probleme im Rekurs auf psychologische Erklärungsmuster als Bagatelle abzutun. Es gibt ja sehr wohl manifeste Defizite auf verschiedensten Handlungsfeldern, die es auch zu adressieren gilt. Aber man kann besser verstehen, warum sich die politische Agenda geändert hat. Die Angst vor Arbeitslosigkeit hat Platz gemacht für die Furcht vor Donald Trumps Politik. Die solide Wirtschaftslage hat mehr Raum geschaffen für die Diskussion um den Klimawandel. Der Blick für Problemlagen hat sich geweitet.

Und dort, wo der Fokus sich nicht auf ein anderes Problemfeld verschiebt, verfolgt uns gleichwohl die Penetranz der negativen Reste. Jeder Heilberufler kann das für sich selbst durchdeklinieren – am besten am Beispiel der Digitalisierung. Was wir vor allem diskutieren, ist nicht das Erreichte, sind nicht die Chancen, sondern die Risiken der Entwicklung: Wir fürchten die Plattform-Ökonomie, die Datenkraken, die Entmenschlichung der Versorgung, den Verlust der eigenen heilberuflichen Identität durch disruptiv wirkende digitale Innovationen. Nicht die Utopie, sondern die Dystopie bestimmt vor allem unser Denken beim Stichwort E-Health.

Und natürlich haben diese Befürchtungen durchaus einen realen Hintergrund, den man nicht einfach sozialwissenschaftlich oder psychologisch weginterpretieren darf. Auch ironische Betrachtungen geraten dort an ihre Grenzen, wo es um Existenzen, Arbeitsplätze und Lebensplanungen auf der einen, um Versorgungssicherheit, gesellschaftliche Gerechtigkeit und Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse auf der anderen Seite geht.

Die Situation, in der wir Apothekerinnen und Apotheker uns befinden, ist schon eine besondere. Zeitgleich und in hoher Taktrate werden wir mit der Veränderung großer Teile unserer Lebens- und Berufsrealität konfrontiert. Wir leben in einer Welt des Wandels. Dieser Allgemeinplatz ist so abgedroschen, dass man ihn schon wieder getrost verwenden kann, weil er tatsächlich eine Realität beschreibt, deren weitere Entwicklung wir höchstens ahnen, aber ganz sicher nicht zuverlässig vorhersagen können.

All das was gegenwärtig geschieht, sei es technologisch, bürokratisch, regulatorisch oder kulturell, fordert uns heraus. Es beginnt damit, dass Digitalisierung und Prozessoptimierung den Stellenwert der Apotheke als logistischen Pfeiler der Arzneimittelversorgung in Frage stellen. Für unsere Wettbewerber geht es um ein beliebig skalierbares, global anwendbares, multichannel-fähiges, weitgehend automatisierbares Vertriebskonzept für Markenartikel mit vergleichsweise hoher Marge und geringem Warenverlustrisiko. Dafür werben sie bei der Politik für neue Regeln und bei ihren Investoren für Geld gleichsam mit Churchills Weltkriegsmotto: „Give us the tools, and we will finish the job“. Unser wichtigstes strukturstabilisierendes Argument - die Nähe, die für Schnelligkeit, Zuverlässigkeit und allzeitige Verfügbarkeit steht - wird von Anbietern logistischer

Prozessoptimierung mit automatisierten technologischen Verfahren angegriffen, die bei technikaffinen Politikern und Bürgern glänzende Augen erzeugen: Drohnentechnologie, vollautomatisierte Abwicklung der Versorgung aus zentral gesteuerten Lagerorten verbunden mit Betreuung rund um die Uhr. Medizinische und pharmazeutische Versorgung 24/7 nicht nur am Berliner Hauptbahnhof, sondern auch an jeder der sprichwörtlichen Milchkanen, von denen es in unserem Land so viele gibt. Eine wunderbare Vision, zumindest für all diejenigen Patientinnen und Patienten, die ein Handy oder Laptop nicht nur haben, sondern auch bedienen können und diese Versorgungsform auch wollen. Heute sind das noch nicht allzu viele, aber wie viele werden es in 10 Jahren sein?

Zu dieser Unsicherheit und Infragestellung gesellen sich zunehmend frustrierende Erfahrungen im Arbeitsalltag. Da sind zunächst die zunehmenden Liefer- und Versorgungsengpässe. Wir alle haben uns in den Apotheken, egal ob öffentliche oder Krankenhausapotheken, durch die zurückliegenden Sommermonate hindurch kämpfen, manchmal auch quälen müssen. Auch in unserer Apotheke leiden wir unter dem immer größer werdenden Aufwand, Engpässe zu kompensieren und einer zunehmend verunsicherten Patientenschaft die Lage zu erklären. Eine vernünftige Versorgung mit dem Fokus auf die Qualität ist unter den gegenwärtigen Bedingungen in vielen Fällen überhaupt nicht mehr möglich, wo es immer öfter um die schlichte Verfügbarkeit der Arzneimittel geht. Viele unserer alten Patienten haben inzwischen nahtlos an das Verhalten in der Mangelwirtschaft der DDR anschließen können. Sie kommen regelmäßig nachfragen, möchten registriert und bei Wareneingang benachrichtigt werden. Ich bin gespannt, wann uns die ersten Tauschgeschäfte angeboten werden.

Nach der für den Therapieerfolg notwendigen Adhärenz der Patienten will man unter diesen Umständen gar nicht mehr fragen. Das ist eine absurde, einer entwickelten Volkswirtschaft wie der deutschen und europäischen vollkommen unwürdige Situation. Kollege Fritz Becker hat heute Morgen alles Notwendige zu dem Thema gesagt, ich möchte nur drei Sätze anfügen: Es wäre sehr schön, wenn die neue EU-Kommissionspräsidentin ihrer Kollegin, der designierten Gesundheitskommissarin Stella Kyriakidis, sofort den Auftrag geben würde, sich der Arzneimittelengpässe anzunehmen. Bevorratung ist ganz sicher keine Lösung, Arzneimittel sind keine Dosenravioli oder Hartkekse, die man für den Katastrophenfall irgendwo einlagert. Produktion und Lieferkette müssen so ausfallsicher sein, wie es die Patienten erwarten dürfen, dafür bedarf es erheblicher Eingriffe auf regulatorischer und wirtschaftspolitischer Ebene innerhalb der EU.

Frustrierend ist auch der schleichend angewachsene bürokratische Aufwand im täglichen Arbeitsprozess. Wir dokumentieren uns zu Tode. Die Anforderungen an den Umgang mit Betäubungsmittelrezepten sind nur eines von vielen Beispielen.

Frustrierend und bisweilen schon kafkaesk ist die gesamte Komplexität des Regelwerks für die Arzneimittelversorgung. Allein gut 28.000 Rabattverträge haben wir im Rahmen der GKV-Versorgung mittlerweile bei der Abgabe von verschreibungspflichtigen Arzneimitteln zu berücksichtigen. Und wenn, wie diesen Sommer mit dem neuen Rahmenvertrag, Teile des Regelgeflechtes notwendigen Anpassungen unterzogen werden, entstehen im Übergang unweigerlich zusätzliche Unsicherheiten.

Die dienstälteste Mitarbeiterin unserer eigenen Apotheke, die mit uns in 30 Jahren durch gute, weniger gute und schwierige Zeiten gegangen ist, sagte neulich zu mir: „Es macht keinen Spaß mehr“. Und sie spricht damit vielen aus der Seele. Insbesondere für kleinere Betriebsstätten, in denen sich die Masse der Anforderungen auf wenige Schultern verteilt, ist die Situation unerträglich geworden und die jungen Kollegen, die heute ihr Berufsleben in Angriff nehmen, reagieren darauf bereits mit Verweigerung. Jeder, der heute Fachpersonal sucht, wird das bestätigen.

Das liegt auch an der Wirtschaftspolitik, die in Deutschland und Europa heute mehr denn je Industriepolitik ist. Regulatorik und gesetzlicher Rahmen nehmen trotz zahlreicher Lippenbekenntnisse keine Rücksicht auf die Bedürfnisse kleiner und kleinster Unternehmen, sie

bedienen die Interessen und orientieren sich an den Möglichkeiten des größeren Mittelstandes und der Großunternehmen. Selbst die immer mal wieder vorkommenden Ausnahmen für Kleinstbetriebe helfen den freiberuflichen Apotheken, aber auch den Praxen und Kanzleien selten weiter, dafür sind sie dann doch einfach nicht klein und unbedeutend genug. Die Berufsträger in allen freien Berufen spüren das und reagieren darauf. Selbständige Berufsausübung allein und in voller Verantwortung ist kein attraktives Berufsmodell mehr, kooperative Berufsausübungsformen sind für viele die Lösung. Bleibt der Prozess auf dieser Ebene stehen oder sind das nur Übergangsformen auf dem Weg zu kapitalgetriebenen Strukturen, wie wir es gerade im tierärztlichen und zahnärztlichen Bereich erleben?

Wie geht das aus? Niemand kann es wirklich wissen, auch wenn es Unzählige gibt, die uns glauben machen wollen, dass sie es könnten. „Zukunftsforscher“ und „Trendanalysten“ haben Hochkonjunktur. Ihre Prognosen sind flexibel und oft genug abhängig von den Auftraggebern ihrer Untersuchungen. In Abwandlung des berühmten Churchill-Wortes: „Glaube nur der Statistik, die du selber gefälscht hast“, könnte man heute sagen „Glaube niemals dem Zukunftsforscher, den Du selber bezahlt hast“. Churchill hat den ihm zugeschriebenen Satz übrigens nie gesagt, möglicherweise war er ein Produkt der ideologischen Kriegsführung und stammte aus dem damaligen Reichspropagandaministerium.

Was er aber sehr wohl gesagt hat, ist der Satz “You must look at the facts, because they look at you!“. In Phasen der Unsicherheit ist es immer richtig, die wenigen sicheren vorliegenden Fakten zu betrachten. Und dabei muss man unangenehmen Dingen ins Auge sehen. Man muss sich der Prävalenz-induzierten Konzeptänderung der Perzeption unterwerfen und die Penetranz der negativen Reste annehmen und angehen. Anders ist Fortschritt kaum möglich. Trotzdem nimmt man die Welt nur ausschnittsweise wahr und verpasst gewiss so manche Chance, wenn man nur die Kassandrarufe hört. Ich möchte Sie deshalb einladen, auch gelegentlich eine andere Perspektive einzunehmen und neben Kassandras Stimme eine zweite zu hören. Ich will diese Stimme Polyanna nennen. Polyanna war die Heldin eines zauberhaften Kinderbuchs, das Eleanor Porter 1913 veröffentlicht hat. Das Mädchen hatte eine ganz besondere Gabe: In ihrer unerschütterlich positiven Sicht auf das Leben machte sie es sich zur Pflicht, in jeder noch so vertrackten Situation auch die positiven Aspekte zu entdecken.

Und von denen gibt es in unserer Situation einige: Die Menschen werden nach wie vor älter. Leider werden sie aber mit dem Alter auch kränker. Die Kompressionsthese, nach der ein längeres Leben mit einer längeren gesunden Phase einhergeht und die Leidensgeschichte jedes Menschen auf wenige letzte Lebensjahre komprimiert wird, lässt sich leider immer noch nicht belegen, zumindest nicht mit Daten der gesetzlichen Krankenversicherung. Aus Polyannas Blickwinkel heißt das: Wir Apotheker werden gebraucht, und wir werden gefragt. Das ist heute so, und das wird auch so bleiben. Wer mit Menschen arbeitet, braucht neben Professionalität vor allem Empathie, soziales Empfinden und Kreativität. Maschinen bringen diese Eigenschaften nicht auf und das wird, wie die meisten ernsthaften Wissenschaftler sagen, auch in fernerer Zukunft so bleiben.

Eigentlich müssen wir aber gar nicht weit in die Zukunft schauen, um Selbstbewusstsein und Selbstgewissheit zu gewinnen, ein Blick in die aktuelle Versorgungsrealität genügt völlig. Denn gerade die frustrierenden Alltagserlebnisse, von denen ich gesprochen habe, belegen, was Apotheke kann, wozu sie da und warum sie unverzichtbar ist:

Wir haben in den letzten Monaten in abertausenden Fällen Lieferengpässe in den Apotheken gemanagt und im vergangenen Sommer die Valsartan-Krise bewältigt. Und wir haben damit einmal mehr gezeigt, wie wichtig die Präsenzapotheke in der individuellen Lösung von Arzneimittelproblemen für den Patienten ist. Wir sind es, die den Arzneimittelversorgungsladen trotz aller Schwierigkeiten am Laufen halten, die Karre immer wieder aus dem Dreck ziehen, mit unserer Professionalität und unserer Menschlichkeit. Weil wir es wollen, und weil wir es können. Das genau ist unsere Profession.

Wir stemmen jeden Tag Bürokratie und Dokumentationsaufwände und lassen Strenge walten im Umgang mit bestimmten Arzneimitteln. Das Beispiel Betäubungsmittel habe ich eben genannt. Aber wir schaffen damit ein wichtiges Stück Sicherheit, auch gegen Missbrauch und gegen Sucht. Deshalb glaube ich zum Beispiel, dass eine verheerende Entwicklung wie die Opioidkrise in den USA und die damit einhergehenden persönlichen Dramen und volkswirtschaftlichen Verluste in Deutschland nicht möglich sind. Weil wir darüber wachen.

Wir managen jeden Tag das gigantische Regelwerk in der Arzneimittelversorgung, und zwar so, dass der Patient mit seinem Rezept vor dem HV-Tisch im Idealfall nichts davon spürt, weil wir die Komplexität des Systems für ihn vereinfachen und herunterbrechen können auf das, was für ihn essentiell ist: Seine Arzneimittel, seine Versorgung.

Ich will nicht versuchen, unseren Arbeitsalltag schönzureden, aber trotz der unmöglichen Zustände darf man eine absolut positive und mutmachende Schlussfolgerung nicht vergessen: Wir sind es, die den Patienten in einem fast komplett durchökonomisierten und durchbürokratisierten System das Gefühl geben, willkommen zu sein mit ihren Leiden und Schwierigkeiten, als kranke Menschen, aber vor allem als Menschen wahrgenommen und ernstgenommen zu werden. Weil wir es können.

Wir sind es, die zuhören und Antwort geben, wenn es genau darauf ankommt und auf nichts Anderes. Weil wir es können.

Das ist die Botschaft, auf die es ankommt, Kolleginnen und Kollegen, weil wir es können, weil nur wir es können, weil wir täglich handeln und ganz praktische Probleme lösen, wo andere nur schwafeln und auf Investorenkonferenzen und Start-Up-Pitches wolkige Zukunftsvisionen verbreiten. Darauf sind wir mit Recht stolz und dafür erwarten wir zu Recht die uns zustehende Anerkennung, nicht nur in warmen Worten auf diesem Apothekertag, sondern in handfesten Verbesserungen unserer Situation.

Der Mensch, der sich uns heute anvertraut, weil er Vertrauen in seinen Mitmenschen setzt, und diesen Mitmenschen in seiner Apotheke findet, wird sich uns auch morgen anvertrauen. Wir müssen dafür sorgen, dass er uns auch morgen finden kann, dass wir nicht ausgesteuert werden, dass niemand von uns untergeht in der virtuellen Welt der Optionen, die in Teilen bereits heute die reale Welt ist. Dafür brauchen wir einen klaren regulatorischen Rahmen, der Transparenz und Diskriminierungsfreiheit garantiert. Im Entwurf des Vor-Ort-Apotheken-Stärkungsgesetzes gibt es gute Ansätze für einen solchen Rahmen. Denn es antizipiert die zukünftige Versorgung unter Bedingungen des E-Rezeptes. Es denkt Regeln gegen die Steuerung von Patienten und das Makeln von Rezepten mit. Für uns ein elementarer Punkt.

Entscheiden über die Apothekenwahl des Patienten soll das Vertrauen, diese zentrale Kategorie unserer Freiberuflichkeit. Das ist schon heute so, und das wird auch morgen nicht anders sein. Das Vertrauen welches wir meinen, ist ein höchstpersönliches, das Vertrauen in ein menschliches Gesicht und eine menschliche Stimme. Unsere vermeintlichen Wettbewerber suchen ein Surrogat dafür, das Vertrauen in einen Namen, eine Marke, ein Leistungsversprechen oder so etwas Ähnliches. Wir sollten alles tun, diese Differenz deutlich und erlebbar zu erhalten, dieser Unterschied wird in einer teilautomatisierten Gesundheitsversorgung der Zukunft unsere Existenzgrundlage sein. Wir verstehen die Apotheke als den erlebbaren Ort, an dem sich die Professionalität, die Kreativität und die ethische Haltung einer Apothekerin, eines Apothekers sichtbar und spürbar manifestiert.

Wir sind auf dem Weg in eine Welt, in der Individualität, Regionalität und Nachhaltigkeit zentrale Auswahlkriterien für die meisten Verbraucherinnen und Verbraucher werden. „Buy local“ und „Customizing“ sind en vogue. Warum sollten wir eigentlich Angst vor einem Wettbewerb unter solchen Parametern haben, wo doch unsere Stärke in der individuellen Begleitung, in der nicht-skalierbaren Leistung und in unserem lokalen Bezug liegt. Auch das ist Polyannas Botschaft.

Aber Cassandra und Polyanna liegen notwendigerweise immer im Wettstreit. Wessen Stimme hört man lauter? Die Gewichtung von Risiken und Chancen für die Zukunft ist schwer, oft genug unmöglich. Und deshalb ringen wir heftig um den richtigen Weg. Natürlich ist unser Berufsstand ein Teil der deutschen Gesellschaft. Es ist deshalb kein Wunder, dass es auch bei uns sehr unterschiedliche Reaktionen auf die Risiken und Herausforderungen der Zeit gibt. Und so wie unsere Gesellschaft gegenwärtig polarisiert ist, ist es auch unsere Berufsgruppe. An der Debatte, die wir in den letzten Monaten über das Vor-Ort-Apotheken-Stärkungsgesetz geführt haben, lässt sich der Grad dieser Polarisierung gut ablesen. Das Spektrum unserer Reaktionen, in den Vorständen, den Mitgliedsorganisationen, in den Apotheken, reicht von positiver Erwartung, Hoffnung auf Überwindung der festgefahrenen Situation und Freude auf mögliche neue Chancen, über vorsichtige und konditionierte Zustimmung bis zu strikter, unbedingter Ablehnung.

Ein Blick in die Geschichte zeigt, dass dies schon oft so war. Wir haben allein in den letzten zwanzig Jahren so regelmäßig wie heftig über die Berufsordnung, die Approbationsordnung, die Apothekenbetriebsordnung und die Arzneimittelpreisverordnung gestritten, daran werden sich viele hier erinnern. Dabei sind wir es zunächst gewohnt, Veränderungen zunächst als Risiken aufzufassen, Cassandra zu hören und reflexhaft den Erhalt des Status Quo einzufordern. Dahinter steht die in unserer Berufspolitik über Jahrzehnte bewahrte Überzeugung, dass es, besser als es ist, eigentlich nicht werden könne. Schon im Lichte der Entwicklungen der letzten zwanzig Jahre ist diese Überzeugung unhaltbar. Denn unterwegs ist schon so Einiges besser geworden, zum Beispiel die Vergütung für Nacht- und Notdienste.

An keinem konkreten Punkt der aktuellen Situation wird unser innerer Konflikt so deutlich, wie bei der Frage des Versandverbotes für verschreibungspflichtige Arzneimittel bzw. des Umgangs mit dem Gesetz zur Stärkung der Vor-Ort-Apotheken. Ich will hier meine persönliche Position zu diesem Thema, die sich mit der der meisten Vorstandskollegen deckt, noch einmal unmissverständlich klarmachen:

Ja, ein Verbot des Versandhandels mit verschreibungspflichtigen Arzneimitteln wäre die wirksamste Maßnahme, den problematischen Auswirkungen des EUGH-Urteiles von 2016 auf das deutsche System der Arzneimittelversorgung zu begegnen. Und nein, diese Maßnahme ist unter den gegenwärtigen politischen Bedingungen in unserem Land und in der europäischen Union nicht durchsetzbar, trotz Koalitionsvertrag, trotz Mitgestaltungsanspruch der Länder, trotz unserer Kampagnen und trotz der Protestaktionen der apothekerlichen Basis. Unser Hauptgeschäftsführer wird auf das Thema in seinem Geschäftsbericht ausführlicher eingehen, deshalb hier nur so viel: Auch wenn ich ihre Auffassung nicht teile, ich habe viel Verständnis für diejenigen unter Ihnen hier und die Kolleginnen und Kollegen draußen, die sich nach wie vor für ein Rx-Versandhandelsverbot einsetzen. Beispielhaft möchte ich hier den Pharmazie-Studenten Benedikt Bühler erwähnen. Ich bin, sehr geehrter Herr Bühler, inhaltlich anderer Meinung als Sie und ich habe auch Kritik an der Vorgehensweise bei Ihrer Aktion. Die richtet sich allerdings weniger an Sie persönlich, als an die Berater, die Sie umgeben. Aber ganz unabhängig davon haben Sie meinen persönlichen Respekt für Ihre Entschlossenheit und Ihren Willen, unter schwierigen Umständen nicht aufzugeben und nicht nur im geschlossenen Zirkel, sondern auch in der Öffentlichkeit für Ihre Überzeugungen einzustehen. Ich hoffe sehr, dass Sie sich weiter berufspolitisch engagieren, auch über die aktuelle Situation hinaus.

Denn der Streit um den richtigen Weg wird weitergehen, und natürlich weiter anstrengend bleiben. Wir haben seit der Vorstellung der ersten Gedanken zu einer Apothekenreform durch Bundesgesundheitsminister Spahn vor einem Jahr zahllose Arbeitsgespräche und Arbeitsgruppensitzungen gehabt, um eine zweistellige Zahl an Vorstandssitzungen von ABDA, BAK und DAV vorzubereiten, in denen intensiv und heftig um Positionen gerungen wurde, die wiederum in vier ABDA-Mitgliederversammlungen zur Disposition gestellt wurden. In iterativen Prozessen haben wir mühsam Positionierungen erarbeitet und Schritt für Schritt dem laufenden Politikprozess angepasst. Das geschah vielleicht manchmal zaghaf und unter Schmerzen. Aber am Ende einer jeden Mitgliederversammlung stand ein gemeinsames, einstimmiges Votum. Auch wenn die

Positionierung dafür bisweilen etwas verwaschen ausfallen musste, haben wir eine grundlegende Einigkeit zum weiteren Vorgehen erzielt. Und diese Fähigkeit zur Einigkeit zeichnet uns aus. Sie ist Voraussetzung dafür, dass der Berufsstand überhaupt politikfähig ist, erfolgreich agieren kann und sich nicht auseinanderdividieren lässt.

Von Mitgliederversammlung zu Mitgliederversammlung hat sich die Positionierung weiterentwickelt. Trotz eines starken Beharrungsvermögens sind Beschlüsse nachgesteuert worden, weil sich die politische Situation und das Umfeld verändert haben. Und die schlussendliche Bereitschaft zur Anpassung ist ebenso ein wiederkehrendes Phänomen für unseren Berufsstand wie die vorangegangenen inneren Konflikte.

Die ganze Geschichte unseres Berufsstandes ist eine Geschichte des Wandels, und wenn man irgendetwas aus dieser Geschichte lernen kann, dann ist es die Tatsache, dass Verweigerung noch nie geholfen hat. Die Politik hat die Veränderungen, die sie für richtig hielt, noch immer durchgesetzt, manchmal mit Verzögerung und manchmal erst mit Hilfe der Rechtsprechung oder der simplen Macht des Faktischen. Das ist die Rolle der Politik. Unsere Rolle als Vertreter der Selbstverwaltung ist es, auf das politische Zielbild einzuwirken. Das tun wir immer und kontinuierlich. Und wenn es dann soweit ist, Veränderungen so zu gestalten, dass unsere Interessen dabei gewahrt werden und dass wir ausreichend Zeit und sichere Rahmenbedingungen für den notwendigen Anpassungsprozess bekommen, dann tun wir das auch. Nicht anders ist es aktuell mit Bezug auf das Vor-Ort-Apotheken-Stärkungsgesetz.

Im letzten Jahr habe ich unseren Apothekertag mit einer Prognose beendet: „Uns stehen große Veränderungen bevor, und mit unserer bisherigen Maxime, ‚alles soll so bleiben wie es ist, nur besser‘, werden wir diesmal nicht durchkommen“. Ich habe gehört, viele habe das überrascht, mich selbst übrigens auch, ich hätte gar nicht gedacht, dass ich so mutig sein würde, Ihnen das auf die Heimreise mitzugeben.

Natürlich gilt auch für meine Prognosen das, was ich zuvor über die Zukunftsforscher und Trendanalysten gesagt habe. Unsere jungen Kolleginnen und Kollegen, die erfreulicherweise heute schon hier sind, werden eines Tages beurteilen können, ob ich recht hatte. Aber darum ging und geht es mir gar nicht. Es geht mir darum, dass wir uns fünf Jahre nach unserem großen Selbstvergewisserungsprojekt „Apotheke 2030“ weiter daran orientieren, was wir damals alle gemeinsam in einer großen Anstrengung beschlossen haben, auch wenn es, wie jetzt, besonders schwer ist:

Dass wir uns fokussieren auf das, was wir können, was nur wir können, was uns einzigartig und unverzichtbar macht.

Dass wir uns nicht blind klammern an einen regulatorischen Rahmen den wir nicht selbst gestalten können, sondern bei dem wir abhängig sind vom Wohlwollen politischer und gesellschaftlicher Kräfte. Ein Wohlwollen, das wir über Jahrzehnte erkaufen mussten, auch mit wirtschaftlichen Zugeständnissen und dem Verzicht auf neue Optionen für die Zukunft.

„Struktur vor Geld“, in diese drei einfachen Worte kann man den zentralen Leitsatz unserer Berufspolitik in den letzten Jahrzehnten zusammenfassen, und auch in den Diskussionen seit Abschluss des Koalitionsvertrages der Bundesregierung habe ich diesen Leitsatz wieder und wieder gehört und gelesen. Ich bin mittlerweile der Auffassung, dass dieser Satz so einfach wie falsch ist. Denn er spiegelt ein verkürztes Denken mit vorgefertigten Prioritäten wider und schließt andere strategische Parameter aus. Natürlich ist die ordnungspolitische Struktur essentiell, aber gerade weil und wenn wir diese nicht nach Belieben bestimmen können, müssen wir auch den Blick frei haben für Möglichkeiten zur wirtschaftlichen Verbesserung in Teilbereichen unserer Arbeit und neue fachliche Perspektiven für den Heilberuf Apotheker. Schon der Nachwuchsmangel und ein verändertes Wertegerüst der Generationen X, Y und Z zwingen uns dazu. Es bleibt die schmerzhafteste Erkenntnis: So wie es ist, kann es nicht bleiben, wenn wir wollen, dass unser Beruf



auch in zwanzig Jahren noch tonangebend in der deutschen Arzneimittelversorgung sein soll.

Was wir brauchen, sind Wettbewerbsregeln, die fair sind, die dem besonderen Charakter des Arzneimittels entsprechen und zugleich dem unterschiedlichen Charakter von Regelversorgung aus der Apotheke und Ausnahmeversorgung vom Versandhändler Rechnung tragen, und zwar regulatorisch und wirtschaftlich. Im aktuellen Gesetzgebungsprozess finden wir viele gute Ansätze für solche Regeln.

Wenn wir unsere Leistung von anonymen, skalierbaren und automatisierten Vertriebsformen klar absetzen wollen, und darauf wird es in der Zukunft ankommen, muss sich dieser Unterschied auch wirtschaftlich abbilden. Es hat wenig Sinn, an einem pauschalisierten Vergütungssystem über alle Leistungen hinweg bedingungslos festzuhalten, das zwar simpel und berechenbar ist, aber genau diese entscheidende Differenz wirtschaftlich einebnet, weil es keinen Unterschied macht zwischen einem Päckchenversand aus dem Automaten und der persönlichen Abgabe einschließlich eines vielleicht mehr oder weniger intensiven, aber in jedem Fall deutlich aufwendigeren persönlichen Kontaktes. Im Entwurf des Vor-Ort Apotheken-Stärkungsgesetzes ist der Weg aus diesem Dilemma aufgezeigt und ein erster wichtiger Schritt gegangen.

Durch Polyannas Augen können wir mit der aktuellen Apothekenreform also Einiges erreichen: Eine ordnungspolitische Stabilisierung und Immunisierung der öffentlichen Apotheke, wirtschaftliche Verbesserungen und die fachliche Perspektive einer heilberuflichen Aufwertung unserer apothekerlichen Profession. Andererseits ist klar, dass das aktuelle Reformpaket nicht der ganz große Wurf ist. Aber eine gute Zukunft entsteht ohnehin nicht im großen Wurf, sie entsteht in vielen kleinen, oftmals mühsamen Schritten.

Deswegen gibt es in der laufenden Reform ganz klar zahlreiche Punkte, mit denen wir noch nicht zufrieden sein können. Dass wir das Paket zu positiv einschätzen, ist unwahrscheinlich. Dafür wird schon die Prävalenz-induzierte Konzeptänderung unserer Perzeption oder, einfacher gesagt, unsere hartnäckige Problemfokussierung sorgen. Wir werden also weiter für Veränderungen und gegen die Penetranz der negativen Reste fechten. Und wir sollten alle gemeinsam auch das Vertrauen in die Gesundheitspolitik haben, welches es für einen konstruktiven Dialog unbedingt braucht. Aber das ist nur sinnvoll, wenn wir Gestaltungsmasse haben, nur, wenn unsere Agenda mehr beinhaltet, als das Festhalten am beruhigend Altbekanntem. Wir werden im Gesundheitswesen nicht zurückfallen hinter die Erfindung des Penicillins. Wir werden in der Arzneimittelversorgung nicht zurückfallen in den vermeintlich wunderbaren Zustand vor dem GKV-Modernisierungsgesetz von 2003, mit dem viele unserer heutigen Probleme unmittelbar zusammenhängen. Denn dieser Zustand war eigentlich auch nur im verklärten Rückblick wunderbar. Wir werden in der Arzneimittelversorgung nicht zurückfallen in die nostalgische Zeit vor Einführung des Versandhandels und vor der Digitalisierungsdynamik. Und wir werden in der Politik hoffentlich nicht zurückfallen in den Zustand vor der Formierung und wachsenden Integration der Europäischen Union. Ich zumindest möchte das auf keinen Fall. Die Zukunft wird anders aussehen. Sie verlangt nach Ideen und einem beherzten Zugriff auf die sich bietenden Chancen. Sie braucht die Stimmen Kassandras und Polyannas und die nüchterne Analyse:

„You must look at the facts, because they look at you.“

Hier im Saal ist ein großer Teil der Meinungsbildner des Berufsstandes versammelt. Sie sind die Botschafter, die den Kollegen die Angst nehmen und den Weg aufzeigen können, die unvermeidlichen Veränderungen in unserer Gesellschaft positiv zu nutzen. Die Verantwortung, die damit einhergeht, ist manchmal schwer zu tragen, aber Sie müssen und Sie wollen genau das tun, deswegen sind Sie hier.